Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 9 (1935)

Artikel: Der Arbeitslose und das Fräulein : Novellette
Autor: Käslin, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571362

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

innigste verwachsen sind, so daß ihr ganzes Wesen, geistig und seelisch von dieser Umwelt in Besitz genommen ist, drängt ihre Bilder der Sprache auf.

Nur ein jahrhundertelanges Einwirken dieser Umwelt, dabei noch ein Einwirken auf weite Volkskreise, von denen jeder Einzelne täglich dasselbe erlebt, war imstande, die Sprache in solcher Fülle zu bereichern.

Gewiß ist mancher, unbewußt natürlich, froh, im Sprachgut für das, was er sagen will, die Form trefflich vorgebildet vorzufinden; er braucht nur zuzugreifen. So bleibt diesen Wendungen und Ausdrücken eine lange Lebensdauer bewahrt.

Über den meisten dieser „uneigentlichen" Ausdrücke liegt ein lösender, mildernder, wenn auch oft recht derber Humor, und daß dieser ihr wesentliches Element ist, darin liegt ihr sittlicher Wert. Dieser Humor, der doch immer herausgefühlt wird, ist der unübertreffliche gütige Vermittler im Verkehr von Mensch zu Mensch.

Zu Rate gezogen wurden das Schweizer. Idiotikon und das Aargauer Wörterbuch von J. Hunziker.

Der Arbeitslose und das Fräulein

Novellette von Hans Käslin.

Nach mißglücktem Versuch, in dem großen Berg-Kurorte Beschäftigung zu finden, stand der zweiundzwanzigjährige Mechaniker Hans Kern, seit acht Monaten arbeitslos, am ersten August beim Einnachten vor dem Hotel Schweizerhof und sah finsteren Gesichtes durch das Gitter des parkartigen Gartens nach den Fenstern des Speisesaales, wo sich die Kurgesellschaft zum Fest-Mahle niedergelassen hatte. Nach einiger Zeit drangen vereinzelte Worte einer Rede herüber, welche ein Herr mit dem Aussehen eines reformierten Geistlichen hielt; man konnte den Vollbart des Sprechenden von außen über einem Blumen-Auf-

bau sehen. Hans Kerns Gesicht verzog sich zum Spott und er sagte zu einem einfach Gekleideten, der zufälligerweise neben ihm stand: „Jetzt kommt dann das mit dem „einigen Volk von Brüdern". Er sah an sich herunter, den reinlich gehaltenen aber abgetragenen Anzug musternd. Dann: „Was sie wohl sagen würden, wenn ich als „Bruder" hinein ginge und mich mit an den Tisch setzte? Vielleicht würde mich der Portier nicht einmal dann hereinlassen, wenn ich ihm die zwei Fünfliber für's Essen und den Dôle vorher auf den Tisch legen könnte". Der Arbeitslose wandte sich ab und suchte in seiner Rock-Tasche nach einer Zigarette. Er fand noch eine, brannte sie an und ging nun auf dem breiten Fußsteig auf und nieder, an dessen Rande sich derweilen die Bogenlampen entzündet hatten. In irgend eine nicht ganz saubere Herberge zu gehen, das verschob er in der Regel bis unmittelbar vor Türschluß.

Nach einiger Zeit erfolgte im Speisesaal des Schweizerhofs ein Stuhlrücken, und vereinzelte Kurgäste traten auf die Straße, darunter eine ungefähr fünfundzwanzigjährige junge Dame mit etwas unregelmäßigem aber gefälligem und sehr gescheitem Gesichte. Sie streifte, aus dem Portale biegend, mit dem Ärmel den eben vorbeigehenden Arbeitslosen, und ihr Blick verweilte ein paar Sekunden auf dessen klar geformtem Antlitz, das von der leicht vorgeschobenen Kinn-Partie etwas Energisches, ja fast Überstrenges erhielt. Mehrmals gingen die Beiden an einander vorüber, wobei die junge Dame den Ausdruck mondäner Gleichgültigkeit, Hans Kern den hochmütiger Ablehnung zur Schau trug. Nun blieb das Fräulein stehen und sah nach dem Vorplatze des Gasthofs zum Kreuz hinüber, wo eben eine Rakete losgezischt war. In diesem Augenblick trat ein etwa zwölfjähriges einfach gekleidetes Mädchen mit einem Spielreif in der Hand neben sie und schickte sich an, die Straße zu überqueren, um näher zu sein, wenn noch weiter gefeuerwerkt würde. Da gerade ein Auto von oben her kam, verweilte die Kleine eine Minute, dann

aber sprang sie auf die Fahrbahn, nicht beachtend, daß im gleichen Moment ein sehr großer Wagen von unten heransauste. „Um Gotteswillen!" rief das Fräulein, sah aber im selben Augenblick einen Schatten hinter dem Kinde her über die Straße gleiten — und schon landete es, von einer Faust nach vorwärts gestoßen, am gegenüberliegenden Trottoir, wo es sich, verwundert blickend, aufrichtete. Auf der Straße aber lag ein Körper ausgestreckt, und ein Zuschauer rief: „Es hat ihm das linke Bein hineingenommen — der Fuß schaut nach hinten". Das Fräulein eilte hinzu ... der da lag war der junge Arbeitslose; er hatte die Augen geschlossen und rührte sich nicht. Doch jetzt stützte er sich, schon von Neugierigen und Teilnehmenden umringt, auf den rechten Ellenbogen und wollte aufstehen; er stieß einen schneidenden Schrei aus, sank hintenüber und verlor die Besinnung. Unterdessen war ein gut gekleideter Herr mit glattrasiertem Gesichte vom Schweizerhof her gekommen, ein Fünfziger, in welchem der Geübte sofort den ostschweizerischen Industriellen — Hans Kern würde gesagt haben: den „Züri-Engländer" — erkennen mußte. Er tippte dem Fräulein auf die Schulter: „Margrit was hat's gegeben?" Aber, die Lage mit einem Blick überschauend und an's Befehlen gewöhnt, rief er auch schon dem Portier des Schweizerhofs, der in der Menge stand, zu: „Der Herr Huber soll rasch kommen". Der Hotelier erschien, und Herr Oberer, der Fabrikant, sagte: „Sorgen Sie doch für das Nötige, der arme Kerl muß sofort in's Bezirks-Spital gebracht werden". Fünf Minuten später verschwand eine Bahre, auf welcher der Verunglückte lag und neben der ein Herr ging, der Arzt sein mochte, hinter der Straßenecke rechts unten. Auf dem Asphalt blieb ein großer Flecken Blutes zurück.

Drei Tage nach dem Erzählten sagte Hans Kern, eben aus langem Schlaf erwacht, zur herantretenden Krankenschwester: „Jetzt glaub' ich, was Sie mir gestern sagten, daß der Fuß noch da ist; ich habe ein Ziehen da unten, wie man es spürt,

wenn Wunden zu heilen anfangen." Die Schwester sprach: „Nahe genug stand das andere. Mehrfacher Splitterbruch: Aber heutzutage flicken die Ärzte auch so was." Die Pflegerin machte sich dran, einen Riß in der Kopfhaut, den der Patient nebenbei davongetragen, zu behandeln, und Kern verhielt sich dabei schweigend. Nachher nahm er wieder das Wort: „Sagen Sie, Schwester: ich bin arbeitslos und meine Mittel sind aufgebraucht. Ich weiß nicht, wie ich das bezahlen soll: Operation und Spital-Aufenthalt, das kostetet doch Geld". „Darüber macht Euch keine Sorgen" erhielt er zur Antwort: „die Kur-Gesellschaft in den zwei Hotels, zwischen denen die Sache begegnete, hat gefunden, sie tue am besten, das, was sie am ersten August zu einem wohltätigen Zwecke gesammelt, für Euch anzuwenden. Der Autofahrer ist natürlich nicht schuld, und so kann man nicht auf ihn greifen. Ihr habt Euch, wie das Fräulein Oberer allen erzählte, für das Kind geopfert. Ihr könnt also ganz ruhig sein. Sollte noch was fehlen, so wird der Vater jener jungen Dame, der Fabrikant ist, dafür aufkommen". Der Patient sagte: „Das ist ja schön von den Leuten, hätte so was eigentlich nicht erwartet. Aber ..." sein Gesicht verfinsterte sich. „Was: aber"? sagte die Pflegerin. Kern besann sich, dann: „Ich bin bis jetzt durchgekommen, ohne irgend etwas anzunehmen, das einem Almosen gleich sah. So hat es meine Mutter gehalten bis zu ihrem Tode, obwohl sie's nach demjenigen des Vaters schwer genug hatte. Es gab Leute, die mir nach den Sekundarklassen in die Realschule verhelfen wollten; sie meinten, es lohne sich; aber ich hab' es abgelehnt". Die Schwester bemerkte: „Es kommt doch jeder ein Mal in den Fall, etwas annehmen zu müssen; wir sind schließlich doch alle aufeinander angewiesen. Ich begreife nicht, warum sich der Stolz gleich aufbäumt, wenn es sich um ein paar Franken handelt". Kern sagte kurz: „Es ist aber so".

Am folgenden Tag erschien am Kranken-Bette Fräulein

Margrit Oberer, ein Kind an der Hand, das einen Strauß Bergblumen trug. „Das ist das Urseli Imboden" sagte jene; „es gehörte dem Schuhmacher nebenan. Es möchte Ihnen danken, denn Sie haben ihm das Leben gerettet." Kern nahm die Blumen mit einem so freundlichen Ausdruck, wie man ihn seinen strengen Zügen kaum zugetraut haben würde und behielt die Hand der Kleinen ein paar Augenblicke lang in der seinigen. Dann sagte er, die Verlegenheit bemeisternd, die er in Gegenwart der jungen Dame empfand: Ich erinnere mich: Sie waren damals mit auf dem Trottoir beim Schweizerhof. Man hat mir auch mitgeteilt, daß ich Ihnen zu Dank verpflichtet bin". Margrit sprach: „Schon gut! Die Hauptsache ist, daß Sie, wie der Doktor Weber meint, ohne schlimme Beeinträchtigung ihrer Beweglichkeit davon kommen werden." Die Schwester hatte unterdessen die Blumen in ein großes Glas gestellt; das Urseli gab nochmals die Hand, und Fräulein Oberer stand auf. Im Begriff zu gehen, wendete sie sich nochmals um und fragte: „Kann ich etwas für Sie tun?" Der Patient bemerkte: „Ich langweile mich manchmal, seit es mir besser geht; ich würde gern etwas lesen, am liebsten Reisebeschreibungen oder auch eine gute Erzählung, ich meine eine solche, die das Leben darstellt, wie es ist." Die Besucherin sagte: „Sollen Sie haben!" Dann, mit scherzhaftem Ausdruck: „Soll ich Ihnen die Bücher schicken, oder ist es Ihnen" — sie wollte sagen „recht" oder „lieb", — sagte aber nach kurzem Innehalten: „oder ist es Ihnen gleich, wenn ich sie selber bringe!" Kern erwiderte lachend: „Es ist mir „gleicher", wenn Sie selber kommen."

„Das hier, der ‚Tropenspiegel', ist etwas Indisches, das Sie, glaub' ich, fesseln wird", sagte Margrit Oberer am nächsten Besuchstage zu dem Patienten. „Und da ist eine deutsche Übersetzung eines lustigen und lebenswahren Buches aus früherer Zeit: ‚Histoire de Gil Blas de Santillane.'"

„Danke", sagte Hans Kern. „Zur Not hätt' ich dieses auch auf französisch gelesen; ich habe in Abendkursen mein Sekundar-Welsch noch etwas ausgebessert." Es entstand eine Pause, in der Margrit nach einem Gesprächs-Thema suchte. Zuletzt verfiel sie auf das, was sie beide in gewissem Sinn mit einander erlebt hatten, die Bundesfeier, fühlte sich aber dabei von ihrem Gegenüber fast gletschermäßig angehaucht. In ihrer unbekümmerten Art sagte sie: „Jaso — Sie sind jedenfalls Sozialdemokrat und demgemäß ..." Sie lächelte: „Glauben Sie nur nicht, daß ich jetzt vor Schreck unter den Stuhl falle!" Kern erwiderte: „In meiner Stellung muß einer eingeschriebenes Mitglied sein, sonst riskiert er allerlei. Im übrigen glaub' ich keinem, der ein Rezept für rasche Weltverbesserung zu haben vorgibt. Die Welt ist wie sie ist, oder sie ändert sich doch so langsam, wie der Bach den Berg abträgt." Er besann sich etwas, dann fuhr er fort: „Deswegen weil ich die Dinge sehen will, wie sie sind, haß' ich auch das großartige Gerede vom Vaterland." „Ja", sagte das Fräulein, „das Vaterland ist doch aber eine Realität!" — worauf sie prompt die Antwort erhielt: „Jawohl — eine schöne!" Dieses Schnöde wirkte so auf die Besucherin, daß ihre Lage am Bett eines wildfremden Menschen, ihr als beschämend vorkam. Sollte sie nicht lieber gehen? Dann aber verfiel sie wieder dem Bann dieser scharfen Züge und eines Augenpaares, das nun so freundlich nach ihr blickte, als verleugne es die Worte des Mundes. So führte sie denn das Gespräch weiter. „Hören Sie, Herr Kern", sagte sie: „Sind Sie nicht vielleicht deshalb dem Vaterlande gram, weil es nicht ganz so ist, wie die Knaben es sich ausmalen, wenn man ihnen vom Rütli und von Sempach erzählt, lauter Eintracht, Ehrlichkeit und Biedersinn?" Er knurrte: „Die Wirklichkeit unterscheidet sich freilich sehr davon." Sie ließ nicht locker: „Sie lesen doch Zeitungen: „Ist es nicht doch bei uns noch erträglicher als anderswo da und dort? Man darf doch eine Meinung haben und sie aussprechen." Der Arbeitslose zuckte die

Achseln: „Davon hat man nicht gegessen.“ Das Fräulein fuhr fort: „Ja, ich weiß — ich weiß! Und daß es in manchen Ländern noch schlimmer steht, das ist ein schlechter Trost.“ Sie senkte, ins Nachsinnen verloren, den Kopf. Nach einer Weile sah sie dem jungen Manne wieder ins Gesicht und sprach: „Eines freut mich doch immer, wenn ich dran denke: daß sich der Aufstieg aus einer Klasse in die andere bei uns noch verhältnismäßig leicht macht. Ich könnte dafür mehr Beispiele anführen, als ich Finger an der Hand habe“. Kern erwiderte: „Es sollte gar keine Klassen geben in einer Demokratie: „Er erhielt die Antwort: „Diese Unterschiede gründen in der menschlichen Natur. Mein Vater hat mir gesagt, daß sie gerade innerhalb der Arbeiterschaft betont werden, im Verkehr zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, vom Werkmeister zum gelernten Arbeiter und zum Handlanger; daß giftige Eifersüchteleien gerade hier manchem das tägliche Dasein verekeln. Ist das so?“ „Ich will's zugeben; das ist wahr... Aber nun muß ich doch gerade herausreden — Sie haben ja das Gespräch in diese Bahn gelenkt. Ich frage: ist es recht, daß bei uns zwar im Abstimmungs-Bureau alle als gleich gelten, daß aber außerhalb desselben der eine den andern verachten darf?“ Fräulein Oberer unterbrach: „Es wird in der Schweiz keiner verachtet der seine Pflicht tut und überhaupt ein anständiger Kerl ist.“ Kern sagte unbeirrt: „Ist es etwa nicht Verachtung wenn einer aus Ihrer Klasse sagen durfte, was ich einmal — man sah mich nicht — habe mitanhören können: Es verleide einem nachgerade, Fuß-Touren zu machen, weil man überall auf Haufen von „Schweißhemd-Proleten“ treffe. Das war der Ausdruck, und gemeint waren Leute wie ich, die am Sonntag auch frische Luft einzuatmen Lust haben. Als ob wir anders schwitzten als andere und als ob unsereins im Zeitalter der Wasserversorgung weniger das Bedürfnis nach körperlicher Sauberkeit empfände als irgendwer!“ Die Besucherin hatte bei diesen Worten fast erschrocken die Augen niedergeschlagen. Nun sagte

sie: „Eine solche Äußerung ist häßlich; sie kommt aus einer durchaus unschweizerischen Denkart.“ „Ich glaube“, bemerkte der Arbeiter, „es gibt ziemlich viele unter uns, die, wie Sie sagen, so ‚unschweizerisch‘ denken,“ Fräulein Oberer replizierte mit etwas ärgerlicher Lebhaftigkeit: „Bitte, gerade schweizerisch ist es auch nicht, daß meinem Vater, der es mit seinen Angestellten und Arbeitern weiß Gott gut meint, anonyme Briefe zugeschickt werden, in denen er ein schmutziger Kapitalist und Ausbeuter genannt wird. Mich dünkt, die Schuld daran, daß sich die Menschen in einer Weise gegenüberstehen, die unsern Überlieferungen zuwiderläuft, liege nicht nur auf einer Seite. Oder etwa nicht?“ Kern besann sich, dann sagte er: „Sie mögen recht haben“. Margrit nahm noch einmal das Wort: „Was das Vaterland anbetrifft, so dünkt mich: die Heimat zu lieben, den Ort, die Landschaft, wo man aufgewachsen ist und lebt, die Menschen, welche gerade so reden wie man selber redet, das sei eine Urempfindung. Von der Heimat aber ist das größere Ganze nicht zu trennen, in das sie seit Jahrhunderten eingebettet ist. Und ich glaub' es Ihnen einfach nicht, daß Ihnen das Vaterland gleichgültig sei. Das haben Sie sich so eingeredet oder einreden lassen.“ Kern öffnete die rechte Hand zu einer Bewegung die schwer zu deuten war. Die Besucherin fuhr fort: „Übrigens ist das Vaterland nicht einfach als etwas Bestehendes, so und so Geartetes aufzufassen, sondern vor allem als eine Aufgabe. Vorurteile überwinden, der Gerechtigkeit zum Durchbruch verhelfen, das Unvollkommene der Vollendung näher bringen, dafür müssen wir alle unsre Kräfte einsetzen, und ich nehme an, daß Sie sich dieser Pflicht nicht entziehen wollen“. Der junge Mann hatte während des Hörens den Kopf aufs Kissen zurück gelegt, und Fräulein Oberer sagte: „Ich sehe, unser Gespräch ermüdet Sie; es ist noch zu viel für Ihre Kräfte“. Der Patient richtete sich mit Mühe wieder auf, streckte seine Rechte und sprach mit bittendem Ausdruck in den Augen: „Sie kommen doch wieder?“ Margrit

antwortete: „Sehr lange bleiben wir nicht mehr hier. Ich werde mich nochmals einstellen, wenn es sich machen läßt. Nun wünsche ich Ihnen von Herzen rasches Bessergehen."

Nach etwa einer Woche erschien Fräulein Oberer in der Tat wieder im Spital, diesmal mit ihrem Vater. Sie fanden den Patienten in einem Liegestuhl auf der besonnten Galerie vor dem Krankensaale. Nachdem man mit einiger Mühe zwei Sessel zwischen seinem und dem nächsten Lager eingeschoben hatte, begann der Fabrikant ein Gespräch mit Hans Kern, wobei er jene Steifheit zur Schau trug, die vielen Schweizern seines Standes eigen ist, eine Haltung, in der sich meistens nicht so sehr Hochmut als seelische Hülflosigkeit in ungewöhnlichen Lagen ausdrückt. Nach ein paar sachlichen Fragen über Kerns Vorbildung und bisherige Tätigkeit kam Oberer auf das, was ihn hergeführt hatte: In der Krisenzeit könne er begreiflicherweise nicht einen Arbeiter mehr einstellen, als er brauche. Nun werde ihm aber geschrieben, daß ein älterer Mechaniker wegen gewisser Beschwerden sich eine leichtere Tätigkeit suchen müsse, und falls es Kern recht sei, so könne er auf den Zeitpunkt seiner völligen Wiederherstellung in seine, Oberers, Werkzeugfabrik eintreten. Über das Gesicht des Arbeitslosen ging ein Freudenlicht. Aber ehe er Zeit gehabt hätte, sich recht zu bedanken, war der Fabrikant schon aufgestanden, hatte ihm zugenickt und zu seiner Tochter gesagt: „Also, in einer halben Stunde am Känzeli!" Und er stieg die Treppe von der Galerie hinunter.

Da er gegangen war, sah der junge Mann vor sich hin, offenbar in frohe Betrachtungen über diese unvermutete Wendung zum Besseren verloren. Margrit Oberer, der gerade nichts andres einfiel, fragte: „Nun, Herr Kern, was sagen Sie zu meinem Vater?" Dieser antwortete: „Das ist klar: daß ich ihm sehr, sehr dankbar bin!" Seine Lippen bewegten sich, als wolle er etwas beifügen, aber er verstummte. Margrit, die gut beobachtete, ermahnte: „Sie haben noch was „in petto", ich seh's Ihnen an.

Heraus damit!" Da sprach er nach kurzem Besinnen: Nun, ich dachte eben bei mir, Herr Oberer tue das Gute und wolle doch den Schein davon nicht haben." Die Besucherin lachte: „Ei, ei, der Herr hat etwas von einem Diplomaten an sich — wer hätt' es gedacht? In Wirklichkeit wollen Sie ja sagen, Sie fänden meinen Vater kurz angebunden und nicht gerade liebenswürdig im Verkehr." Kern verzog den Mund und antwortete nicht. Sie fuhr weiter: „Aber — halten Sie sich etwa dafür. Wissen Sie wie Sie mir vorkommen, mit Rücksicht auf den Altersunterschied gesprochen: Sie sind wie eine Taschenausgabe von meinem Vater, in etwas anderem Einband". Jetzt lachte Kern gerade heraus und rief: „Jawohl — mir fehlt leider gar sehr der Goldschnitt!" — Das Gespräch wendete sich nun auf das Krankenhaus, die Schwestern, die Verpflegung und so fort, wobei der Patient immer wieder lebhaft rühmte. Dann sagte er plötzlich: „Daß ich's nicht vergesse: ich habe über allerlei nachgedacht, was Sie das letzte Mal bemerkten: Die Wahrheit zu sprechen, muß ich zugeben, daß auch ich Augenblicke vaterländischen Empfindens erlebt habe, namentlich, trotz allen Beschwerden, im Dienst. Ich bin Füsilierkorporal im Bataillon 46. „Und ich will Ihnen sagen" fügte Fräulein Oberer hinzu, „daß der größere Teil derjenigen, die am ersten Mai hinter der roten Fahne herziehen, es gleich haben wie Sie. Meinen Sie nicht auch?" Kern: „Ich weiß nicht, man sieht nicht in die Herzen hinein, und der Mund sagt oft das Gegenteil." Er fuhr fort: „Nicht so recht im Klaren bin ich über das, was Sie von der Trennung der Menschen in Klassen sagen, in wieweit das berechtigt ist und wo nicht mehr". Margrit Oberer erwiderte: „Ich sehe die Sache so an: Nach der Intelligenz, vor allem aber nach der Gesinnung unterscheiden die Menschen sich sehr voneinander; da aber unsre ganze Gesellschaftsordnung dem Mittel, dem Durchschnitt angepaßt ist, so führt das nicht zu Schichtungen. Es ist ja viel bequemer die Menschen nach Beruf, äußerer Stellung, Besitz zu ordnen.

Aber jenes andre, besonders die Gesinnung ist das Wichtige. Sie verstehen mich." Nach einem Blick über sein Gesicht setzte sie hinzu: Übrigens sehen Sie mir gar nicht danach aus als ob Sie, wie der Franzose sagt, mit jedem frère et cochon zu sein begehrten". „Sie haben in dem Maße recht" nickte Kern „daß man mich gelegentlich hochmütig genannt hat; ja einer hat mich einmal einen Aristokraten geheißen, was ich mir aber mit Nachdruck verbeten habe". Jetzt lachte Margrit Oberer so, daß sie sich das Taschentuch vor's Gesicht halten mußte: „Aha" sagte sie schließlich: „wieder ein Vorurteil, diesmal gegen ein armes Wort. Wissen Sie was: ein Kompliment hat er Ihnen gemacht — gegen seine Absicht. Denn eben die, welche nach ihrer Gesinnung was Besseres sind und das auch natürlicherweise bei der und jener Gelegenheit zeigen, die sind die „Aristokraten". Denjenigen, welche nichts haben als Geld und die wohl gar noch auf Andere herunter sehen, täte man zu viel Ehre an, wollte man sie so nennen. Wenn jene wirklichen Aristokraten keine Klasse bilden, so sieht's doch einer dem andern an der Nase an, ob er dazu gehört oder nicht". Hans Kern verfiel in ein Nachdenken, das ziemlich lange dauerte. Dann sprach er: „Aber die andern Unterscheidungen sind es, die unser Leben bestimmen". Und nun mit scherzhaftem Tone aber einem merkwürdigen Blinken der Augen: „Fräulein Oberer — angenommen, Sie hätten — Sie hätten eine Schwester ... und ich käme nun zu Ihrem Papa ...". Er brach ab. Über Margrits Gesicht war eine Purpurwelle gegangen. Kurz sagte sie: „Ich habe keine Schwester" — und stand auf. Kern bemerkte: „Im Deutsch-Unterricht an der Sekundarschule hat man uns einmal erklärt, was man unter Takt verstehe. Verzeihen Sie, wenn ich eine Taktlosigkeit begangen oder, schweizerdeutsch geredet, mich vergaloppiert habe. — — Aber Sie sehen, ich habe Recht!" Sie streifte ihn mit einem sonderbaren Blick und ihre Augen senkten sich für einen Moment, einen ganz kurzen Moment. Dann reichte

sie ihm, völlig wieder Herr ihrer selbst, die Rechte und sagte unbefangen: „Also adieu denn Herr Kern, auf Wiedersehen, wenn Sie wieder gesund und im Tal unten sind!" Der junge Mann sagte leise: — „wenn ich Arbeiter in der Fabrik Ihres Vaters bin. — Werden Sie mich dann noch kennen?" Sie erwiderte: „Ja warum sollte ich denn nicht?"

Am folgenden Tage verließen Herr und Fräulein Oberer den Kurort, und ein paar Wochen später folgte ihnen Hans Kern, den linken Fuß noch in einem weichen niedern Schuh geborgen. Aber in seinem Köfferchen lag ein Paar neuer Stiefel, welche Meister Imboden zum Geschenke für den Retter seines Töchterleins mit all seiner Kunst angefertigt hatte.

Ein halbes Jahr nach dem hier Erzählten suchte Frau Hortense Bodmer aus der Villa Seeblick ihren verwitweten Bruder Herrn Oberer nach Geschäftsschluß auf seinem Bureau auf und sagte im Verlauf des Gesprächs wie beiläufig: „Neulich bin ich übrigens am Quai der Margrit begegnet; sie sprach eben mit einem jungen Menschen, der ein besserer Arbeiter zu sein scheint". „So? Wie sah er denn aus?" Frau Bodmer beschrieb, worauf ihr Bruder sagte: „Das ist der junge Kern, der dort, wo wir zur Kur waren, unter ein Auto kam, nachdem er ein Kind davor weggerissen hatte. Ich hab' ihn in's Geschäft genommen, und der Werkmeister Gysi sagt mir, er stelle sich zehnmal gescheiter an als der junge Herr von der E. T. H., den ich voriges Jahr als Volontär hatte. Wir haben den jungen Mann da oben im Spital besucht, und die Margrit hat keinen Grund ihn zu schneiden, wenn sie ihn nun hier antrifft". „Die Margrit konnte ja höflich grüßend vorbeigehen", meinte Frau Bodmer. „Ganz kann man die Standesunterschiede schließlich doch nicht außer Acht lassen". Oberer erwiderte: „Wir wollen immerhin nicht vergessen, daß unser Großvater als Schlossergesell mit dem Bündel auf dem Rücken hier einzog. Nach deiner Meinung

dürftest Du, falls er auferstünde, mit ihm nicht umgehen". Frau Bodmer schwieg ein paar Sekunden. Dann nahm sie wieder das Wort: „Hör' Otto, Du weißt, wie „modern" sich die Margrit von jeher eingestellt hat. Sie kümmert sich um kein Herkommen. Sähest Du es gern, wenn aus ihrem „Faible" für den Arbeiter langsam ein „Fort" würde. Mach was Du willst, gewarnt bist Du." Herr Oberer sagte: „Ich dank' Dir; ich werde zum Rechten sehen, wenn's nötig werden sollte."

Über einer ebenso willkommenen wie unerwarteten Bestellung — diese kommen ja zur Zeit schußweise — vergaß Herr Oberer, was seine Schwester ihm gesagt hatte. Wenigstens erinnerte er sich erst wieder daran, als die Tochter nach etwa drei Wochen Sonntags nach dem Mittagessen plötzlich sagte: „Du Papa, Du hättest es doch immer gerne gesehen, daß ich mich verheiratete". „Weiß Gott, ich sähe Dich nicht gern als alte Jungfer, obwohl die heutzutage besser dran sind als zu Großvaters Zeiten." Er blickte ihr fest in's Auge: „Was ist, hast Du Dich nun doch zu einem der zwei jungen Herren entschlossen, die Dir Tante Hortense auf dem Präsentierteller gebracht hat?" Sie schüttelte den Kopf: „Nein. Unter allen Menschen sind mir die am meisten zuwider, die alle Bildungsmöglichkeiten gehabt haben und dabei innerlich roh geblieben sind. Zu der Sorte gehören die Beiden". Oberer bemerkte gedankenvoll: „Es ist schade, daß aus der Sache vor zwei Jahren nichts geworden ist." Sie zuckte die Achseln: „Ich sah den jungen Herrn ja auch ganz gerne, und es hätte alles glatt gehen können — er gehört ja zu unserer Gesellschaft — aber der Herr war offenbar der Meinung, es lebe sich besser mit einer etwas dümmeren Frau als ich bin; das Suchen danach ist ihm nun geglückt". „Du betonst, daß der Walter Schuler „unsrer Gesellschaft" angehöre. Ja, denkst Du etwa dran, Dich außerhalb derselben zu verheiraten?" „Ja". „Die Tante hat mir gesagt, sie habe Dich mit dem Hans Kern zusammen gesehen — doch nicht etwa —

...? „Die Tante hat doch eine gute Nase!" — Herr Oberer ging ein paar Mal im Zimmer auf und ab; dann blieb er vor der Tochter stehen: „Hör Margrit, Du hast schon immer gern nach Deinem Kopf gehandelt, und meistens — nicht immer — ist es so übel nicht herausgekommen. Jetzt gehst Du im Sechsundzwanzigsten, und es fällt mir nicht ein, Dir gegenüber den Komödienvater zu spielen, der zuerst die Arme verwirft und nachher das Pfötchen streckt. Aber ich muß Dir doch etwas zu bedenken geben: den Standesdünkel Deiner Tante Hortense teile ich nicht; aber es bleibt doch wahr, daß sich in der Regel Gleich und Gleich besser gesellt als Gleich und Ungleich". Margrit sah einen Moment vor sich hin, dann sagte sie: „Ich traue mir zu, aus Ungleich Gleich zu machen". Jetzt sprach der Fabrikant, die Hände in die Seitentaschen seines Jacketts versenkt: „Du denkst wohl, daß der Kern bei mir in eine gute Stellung rücken, daß ich ihn in Voraussicht dessen mit Dir in's Ausland schicken und schulen lassen könnte. Ich will das nicht von vornherein ablehnen. Ich würde mich aber nur dazu verstehen, falls es sich wirklich lohnte, und das müßte ich erst noch genau prüfen. In einem Geschäft, wie dem meinigen, duldet unsere Zeit keine Verwandten-Wirtschaft". „Hör Papa, ich habe den Hans Kern gern genug, daß ich mich drein finde, welche Stellung immer er in der Welt einnehmen wird. Übrigens möcht' ich dafür die Hand in's Feuer legen, daß der Hans in kurzer Zeit auch äußerlich das darstellt, was er innerlich schon ist". — Der Vater sagte, wieder im Gehen: „Vielleicht, kann sein!" — Jetzt drehte er sich rasch nach ihr um: „Hast Du eigentlich auch an das Gerede gedacht, das eine solche Verbindung absetzen würde?" Sie lachte: „Die Leute werden vierzehn Tage lang schwatzen, und dann kommt ein Orchester-Dirigent aus Berlin oder der Hans Albers gastiert oder der Zirkus Knie ist wieder da, und dann reden sie von andrem". Oberer mahnte: „Nimm diese Sachen nicht zu leicht. Ich meine es gut, wenn ich sage: Überleg

dir die Geschichte doch noch recht gründlich! „Etwas verlegen kam's von ihrem Munde: „Dazu bleibt freilich noch Zeit, denn" — Margrit stockte — „so sicher ist's noch gar nicht, daß der Hans Kern mich anfragt". Jetzt brauste Herr Oberer auf: „Da müßten wir's wohl noch als besondre Ehre ansehen, wenn er's täte! Das geht nun doch über's Bohnenlied!" Er trat auf ein Wandbrett zu, griff nach einem Zigarrenkistchen und sagte über die Schulter weg: „Also, ich laß Dich machen. Gerät's schief, dann komm nicht zu mir, um zu klagen". — Er zündete eine dicke Zigarre an und vertiefte sich in den Handelsteil seiner Zeitung. Margrit aber beugte sich von hinten über seinen Lehnstuhl, bis ihre zierlich geformte Ohrenmuschel an seiner derberen lag und sagte: „Du bist der beste Vater, den es in der Welt geben kann!"

Es gibt ein merkwürdiges Schauspiel von einem Italiener „Sechs Personen suchen einen Autor", d. h. sie wollen, daß er sie in einer dramatischen Dichtung verwende. Mich lockt es, etwas ähnliches zu versuchen: Die Leser — wie viele? — sollen den Schluß der Geschichte suchen. Demnach sagt jetzt der

Verfasser: Meine Damen und Herren, es langweilt mich weiter zu erzählen, denn das Wichtigste versteht sich nach dem Gesagten von selbst: Sie kriegen einander.

Die Leser, durcheinander redend: „Was, Sie wollen auskneifen, Herr Autor! — Oha, so billig kommen Sie nicht davon. — Wer a sagt, muß auch b sagen. — Ja, warum tun Sie sich denn als Schriftsteller auf." Und so fort.

Einige Leserinnen: „Aber natürlich. Wir wollen doch wissen, wie es zugegangen ist, daß Margrit Oberer und Hans Kern zuletzt wirklich zusammen kamen." Eine mit dem Tonfall des Bedenkens: „Nämlich so wie die beiden sind ...".

Der Autor unterbricht: „So wie die Beiden sind, würden sie

mir's schwer in übel nehmen, wenn ich irgendwelche Intimitäten „ausbrächte"; und ich möchte nicht, daß sie mir den Gruß nicht abnähmen, wenn ich Herrn und Frau Kern einmal auf dem Paradeplatz begegnen sollte. Aber wenn Sie, meine Damen und Herren, auf's Geratewohl weiter erfinden wollen, hab' ich nichts dagegen".

Eine Leserin: Na also. Ich denke mir, daß der Zufall mithilft, wie so oft im Leben: Die beiden treffen sich an einem Sonntag Morgen auf einem Dampfer; sie will eine Freundin weiter oben am See besuchen, er will eine Tour machen. Natürlich schließt er sich an. Sie sagt zu ihm: „Warten Sie für alle Fälle; ist die Hedwig nicht daheim, so komm' ich gleich wieder; sonst etwa in einer Stunde. Dann können wir einen Spaziergang machen. — Und darauf ..."

Eine andere Leserin fällt ein: Eine Schwierigkeit bleibt: der junge Kern ist stolz und würde um alles in der Welt nicht einen Korb entgegen nehmen. Wird er reden?

Die erste Leserin: Warum unterbrechen Sie mich? Das hatt' ich wohl bedacht. Also: beim Abschied reicht Margrit ihm die Hand und sagt: „Adieu, Herr Parzival." Hans frägt: „Warum nennen Sie mich so?" Margrit antwortet: „Parzival war ein braver aber etwas dummer Ritter, der es im entscheidenden Augenblick unterließ, eine Frage zu tun! — Und jetzt geht ihm das rechte Licht auf. Tableau!

Der Autor: „Ja aber ganz ausgezeichnet, mein Fräulein! Ich rate Ihnen dringend, sich am nächsten literarischen Wettbewerb zu beteiligen."

Eine junge Dame unter 18 Jahren, etwas verschämt: „Sind sie denn auch glücklich geworden? —" Mehrere Anwesende lächeln.

Eine ältere verheiratete Frau kommt der Fragerin zu Hilfe: „Das Fräulein hat ganz recht. Die beiden sind

einander im Wesen sehr verwandt, und gerade deshalb ist es nicht sicher ..."

Ein Herr unterbricht in resolutem Ton: „Die beiden sind mit gesundem Menschenverstand ausgerüstet, und so ist die Frage zu bejahen — falls man nicht unter Glück einen Zuckerstengel versteht."

Eine Dame, die eine leise Ähnlichkeit mit Frau Hortense Bodmer hat: „Aber wird dieser Hans Kern jemals den Eindruck eines ‚Herrn' machen?"

Jener Herr: Ein Jahr Ehe mit Margrit Oberer: Dann setzen Sie ihm einen Cylinder auf und stecken ihn in einen Smoking oder Gehrock: groß und schlank, wie er ist, wird er bei Hochzeiten und Begräbnissen Figur machen! Dafür bin ich Ihnen gut!

Der Autor: — „groß und schlank, wie er ist" — Ich erinnere mit nicht daran, das gesagt zu haben." Auf den Stockzähnen lachend: „Ich habe mir ihn eher untersetzt und etwas beleibt vorgestellt."

Mehrere Leserinnen protestieren: „Warum nicht gar!"

Der Autor: „Das ist fein, daß Ihre Phantasie mich so gut ergänzt!

Ein junger Mann im Beginn seiner Laufbahn: „Ich möchte doch gerne wissen, ob dieser Herr Kern nun wirklich das Geschäft seines Schwiegervaters übernommen hat?"

Der Autor: „Aber bitte; die Geschichte ist gar nicht vor so langer Zeit passiert. Und ich denke, wir wünschen alle dem Herrn Oberer, der sich in der Geschichte so vernünftig und nett benommen hat, daß er seiner Werkzeugfabrik noch recht lange gesund und munter vorstehe. Für heutzutage ist Margrit Kerns verwitweter Papa doch ein Mann in den besten Jahren — und wenn ich mich so in Ihrem Kreis umsehe, dünkt's mich, mehr als eine der anwesenden Damen wäre nicht abgeneigt ihm die Hand zu reichen, falls ..."

Zurufe und Lachen aus der Leserschaft: „Jetzt, was soll man dazu sagen? Zwei hat er — freilich mit unsrer Hülfe — schon zusammengebracht — und damit dünkt's ihn noch nicht genug. Machen Sie eigentlich ein Handwerk draus? ..."

Einer ruft: „Jetzt dürft' es freilich an der Zeit sein, endgültig Schluß zu machen mit der Geschichte vom Arbeitslosen und dem Fräulein.

Chronik 1933—1934

1933.

November:

6. Gemeinderatswahlen: es werden die bisherigen Gemeinderäte im ersten Wahlgange wieder gewählt. Für den zurücktretenden Herrn Emil Gysel wird Herr Julius Dutly, Generalagent, in den Gemeinderat gewählt.
8. Kurz vor 2 Uhr erfolgt ein Erdbebenstoß.
27. Die Einwohnergemeinde faßt folgende Beschlüsse:
    1. Beitrag von Fr. 58 000.— an die neue Turnhalle am Balänenweg; Verzicht auf das Recht der Mitbenützung der alten Turnhalle an der Zeughausstraße auf den Zeitpunkt des Abbruchs.
    2. Auftrag an den Gemeinderat, die Frage einer neuen städtischen Turnhalle zu prüfen.
28. † Bruno Brändli, Ingenieur, von Wald, Zürich, geb. 23. Oktober 1880.
29. † Hermann Sommerhalder von Gontenschwil, Büchsenmacher, geb. 28. März 1877.

Dezember:

6. † Robert Ammann-Strähl von Aarau und Menziken, a. Hochbaumeister, geb. 26. September 1852.